

Grundstein einer nicht-zirkulären, nicht-trivialen und fruchtbaren Analyse der Bilddarstellung gelegt ist“ (81).

Im Dienst eines positiven Aufbaus gilt Kap. 3 den Stärken und Schwächen kausaler Theorien (wobei „kausal“ Effizienzkausalität meint; weder von der *causa finalis* noch von der stoischen Exemplarursächlichkeit ist die Rede). Ihre Stärke liegt in der Berücksichtigung der Zeichen-Setzung [*significatio*], ihre Schwächen zeigen sich in bezug auf die Darstellung-als (zeigt Rembrandts „Bathscha im Bade“ diese oder Hendrickje Stoffels?), bei fiktionalen Bildern oder Modellzeichnungen von Zukünftigem. Oder wie singuläre von generellen Darstellungen unterscheiden, wie überhaupt Bilder von anderen Zeichen?

4. Strukturen bildlicher Zeichensysteme. Wann (statt was) ist ein Bild = wann (103) fungiert „etwas als Zeichen in einem bildlichen System“? Syntaktisch ergibt sich, daß Bilder weder Alphabete noch Vokabulare kennen, darum auch weder „syntaktische Disjunktheit noch Differenziertheit“ (118). Hier herrscht syntaktische Dichte (zwischen je zwei Elementen liegt immer ein drittes). Diese ist entscheidend, denn semantisch gibt es in den Sprachen wie bei Bildern Inklusionen und Überlappungen: Dichte. Nur Bilder sind syntaktisch und semantisch dicht = (statt digital) analog. Ihnen eignet eine gewisse Fülle (so sehr die sich beim Grenzfall Piktogramm verdünnt).

5. Grundzüge einer Gebrauchstheorie der Bilder. Untersucht wird hier der Entstehungszusammenhang, mit Kritik an Beabsichtigungstheorien. „Entscheidend ist vielmehr, wie [ein Gebilde] in einer Gemeinschaft verwendet und verstanden wird“ (143). Wichtig sind Konventionen bezüglich der Darstellung wie des Lesens von Bildern (wobei zwischen Darstellung und Wiedergabe unterschieden werden muß). Im Blick auf den Verwendungszusammenhang werden Beispiele von „Bildhandlungen“ (158: „Bildspielen“) herangezogen: Information über einen Gegenstand oder eine Landschaft, Einladung (Werbung), Warnung („Bissiger Hund“), Fahndung per Phantombild, Bauanweisung ... Bildkompetenz kennt Ebenen, Stufen des Bildverstehens, vom Verstehen als Zeichen bis zum Verstehen von Exemplifikation und Ausdruck und zu dem des indirekt Mitgeteilten (der Bildmetaphern). Wo also gibt es Bilder? Wo es als richtig gilt, Gegenstände „als Element eines analogen, d.h. syntaktisch dichten, und relativ vollen Zeichensystems im Rahmen von sozial geregelten Zeichenspielen zu verwenden und zu erstehen“ (197 [174]).

J. SPLETT

SOMMER, ANDREAS URS, *Die Kunst, selber zu denken. Ein philosophischer Dictionnaire* (Die andere Bibliothek; Band 214). Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2002. 298 S., ISBN: 3-8218-4521-X.

Sommer (= S.), zur Zeit Privatdozent in Greifswald mit dem Forschungsschwerpunkt „Skeptische Ethik“, ist insbesondere mit Arbeiten zur Geschichtsphilosophie (Bayle und Kant) und zu Nietzsches *Antichrist* hervorgetreten, die auch einen theologischen Einschlag haben. Mit seinem „Dictionnaire“ hat er ein blendend aufgemachtes Buch vorgelegt. *Prima vista* bietet es das Schimpfrepertoire eines konservativen Aufklärers in der Tradition Odo Marquats, was allerdings ebenso Maske und Möglichkeit bleibt wie die eingestreuten „Fragmente eines Ungenannten“. Im skeptischen Verzicht auf thematische Ordnung setzt S. mehr auf das Alphabet und dessen unverbindliche Vollständigkeit (nicht: vollständige Unverbindlichkeit, wie sich zeigen wird). Die Form wird dabei zur Parodie und gilt den historischen Ansprüchen, „Wissen“ enzyklopädisch zu erfassen: „Leider impliziert unser Möglichkeitssinn keinerlei Wissenschaft von irgend etwas. Sonst müßten wir gar noch wolffianischer als die Wolffianer werden“ (182). Der Spott dieses Sudelbuchs will prüfen, „ob sich etwas zu retten lohne“ und vor allem „was“ (122). Diese Skepsis hat also durchaus Methode und sucht positiv nach dem, was „Shaftesburys *test of ridicule*“ übersteht (246). Dabei mißtraut sie „den eigenen Wahrheiten“ und „muß sich der sanftmütigen Urteilsenthaltung selbst enthalten, weil ihr an Seelenruhe nicht gelegen ist“ (242/243).

Dies gilt besonders für die theologischen Kettfäden, die das skeptische Gewebe deutlich durchziehen (vgl. u.a. die Stichworte „Christentum“, „Gott“, „Hoffnung“, „Mythik“, „Religion“). Teils sind sie in Auflösung, teils werden sie neu gewirnt; die häufi-



gen selbstdistanzierenden „Fragmente“ dienen dabei als mögliche Einreden des Autors gegen sich selbst (und sind, wie S. für „Fußnoten“ definiert, „ein wunderbares Mittel der doppelten Buchführung – des Gegen-sich-selber-Schreibens“: 84).

Manches opfert S. der pointierten Formulierung, manches gerät auch in der Sache eher schlicht. So vernichte z.B. „Hoffnung [...] die Möglichkeit des Anderen, weil sie es immer schon vorweggenommen“ habe (118); für die dialogische Schöpfungstheologie indiziere der Logos ein „*Ver-Sprechen* Gottes“, einen Mangel an Souveränität (284 – als sei etwa der innertrinitarische Logos eine für Gottes Wesen nachträgliche Größe); Christentum etabliere sich durch Infantilisierung (etwas altbacken die Pointe: „*Sacrificium intellectus* bedeutet: Kopf ab zum Gebet“: 51). Als Selbstdistanzierung mag dergleichen zu ertragen sein (vgl. die Stichworte „Dissonanz“ und „Distanz“), und dann leuchtet auch ein, warum und wie S. glatte Antworten aufräut. Die Versöhnungszumutung der Prozeßtheologie springt er geradezu wütend an („Die Welt als Mittel der Selbsttherapie des ‚werdenden Gottes‘ verdiente nicht, überhaupt zu sein. Ihr Blutzoll ist zu hoch“: 106). Entschieden erklärt S., alle jüdisch-christliche Theologie predige „Gott als Herr der Geschichte“ oder gebe eine „Bankrotterklärung“ ab (258).

Die prägnantesten und besten Stichworte sind oft sehr kurz: „Trost. Nicht gerade das, was uns zusteht“ (262) und darum das, was S. konsequent verweigert. Das Stichwort „Zumutung“ verweist dopsinnig treffend auf „Dictionnaire, philosophischer“ (291) und charakterisiert so treffend das ganze Buch. Der Anteil angestregter ethischer Argumentation ist allerdings erheblich: Stichworte wie „Banken“, „Gender Studies“, „Genetische Determination“, „Globalisierung“ bieten viel. Vor allem sind beachtliche argumentative Konzentrate enthalten in den ausführlichen Notizen zu „Body/Mind“ (mit Spitze gegen den gängigen simplen Materialismus: 45–46), „Hedonismus“ (mit entschieden-brillanter Abfuhr Michel Ondrays: 111–114) und „Konstruktivismus“ (mit dem spöttischen Fazit, man sei dort „nicht schlecht beraten, wenn man seine eigene Hand weder für sich selbst noch für seine Welt ins Feuer zu legen braucht“: 145). S. bezieht durchaus klassische Positionen der humanistischen Aufklärung; er spitzt sie allerdings angesichts der ritualisierten Debatten oft zornig zu (vgl. „Polemik“) und ersetzt das Pathos der Rettung durch allseitigen Spott. Sein Menschenbild, das er oft distanziert, aber fast verzweifelt festhält, wird in Stichworten wie „Augenblick“, „Hinfälligkeit“ (als Lob der Kontingenz), „Tod“ und „Verzicht“ deutlich genug: Es ist nicht „modern“ und schaut in skeptischer Trauer, aber auch mit Trotz unverwandt auf das biblische Menschenbild.

S.s. „Dictionnaire“ paßt in keine gängige Sparte. Das ist kein geringer Reiz des Buchs. Ich lese es als Versuch, vom akademischen Hamsterlaufrad einer (mehr oder weniger) „reinen“ und routinierten Vernunft abzuspringen, selbst wenn es sich dabei gelegentlich noch schneller drehen sollte. S. sammelt seine Stichworte, er beherrscht sie nicht (vgl. „Sammeln“); er betreibt die „Hortung“ (ein anderer Buchtitel des Autors) möglicher und nötiger Denkansätze. Bleibt die Frage: Wer sind die Adressaten für diese „fiktionalen“ Monologe? „Besser daran nicht denken. Wahrscheinlich ‚verstorben‘ oder zumindest ‚unbekannt verzogen‘“ (so im Stichwort „Adressaten“: 14). Um so neugieriger bin ich darauf, wie S. an den eigenen Stichworten weiterarbeitet. Es ist also nicht intendiert, dieses Buch allein als unterhaltsame Lektüre anzugehen, genießerisch die intellektuellen Bonbons des Autors zu kauen und die Papierchen dann liegen zu lassen. Darum wäre ein bloßer (Rezensenten-)Applaus, so wohlverdient er auch ist, für den brillanten Aufschrei dieser zornigen Vernunft entschieden zu wenig.

P. HOFMANN

ROTHERMUND, KLAUS (HG.), *Gute Gründe*. Zur Bedeutung der Vernunft für die Praxis (Ethik aktuell; Band 7). Stuttgart: Kohlhammer 2003. 176 S., ISBN 3-17-018136-X.

Sieben der insgesamt acht Beiträge gehen zurück auf ein interdisziplinäres Symposium, das am 6. Mai 2002 anlässlich des 60. Geburtstags von Anselm W. Müller an der Universität Trier stattfand. Der Bd. schließt mit einem Rückblick von A. W. Müller und der Tischrede von Norbert Hinske bei der Geburtstagsfeier am Abend des 5. Mai 2002. *Georg Felser* (Wirtschaftspsychologie) zeigt, daß Eigeninteresse in einer westlichen Gesellschaft den Status einer sozialen Norm besitzt; vielfach gelte einzig die Orientierung